

Umschau

Das unsterbliche Sentimentale

Die Sentimentalität ist unausrottbar. Sie weiß sich selbst in Kreise einzuschleichen, die sich vor aller Ansteckung gesichert wähnen, die stets kräftige Worte gegen alle Gefühllosigkeit zur Hand haben und mit Verachtung auf das gemeine Volk herabsehen, dessen bevorzugte Nahrung das Sentimentale bildet. Ein glänzenderes Beispiel für unsere Behauptung kann es kaum geben als die Erfahrungen, die wir schon seit etlichen Jahren mit der Totenmaske der unbekannten jungen Frau machen, die, der Sage nach, am Anfang unseres Jahrhunderts aus der Seine geborgen worden sein soll. Ein wahrer Kult wird mit dieser Maske getrieben, die in Hunderttausenden von Lichtbildaufnahmen und gelblich-weißen, matt polierten Abgüssen verbreitet ist und uns aus den Schaufenstern von Papier- und Kunsthandlungen entgegenlächelt. Sie hat »einen beispieldlosen Triumphzug durch das deutsche Bürger- und Kleinbürgerhaus angetreten«, versteht es aber, wie gesagt, sehr wohl, sich auch in höhere Kreise einzuschmeicheln. Den geschäftstüchtigen Verleger kann man zu seinem sicheren Instinkt für das Zügige nur beglückwünschen. Und das alles in unserer Zeit mit ihren harten und rauen Zügen! Gegenwirkung, oder was?

Vielleicht wäre das alles nicht möglich gewesen, wenn hinter dieser Maske nicht der Mythos der Selbstmörderin stünde, aus dessen Fäden eine lebendige Phantasie gar leicht tragische Liebesgeschichten weben kann. Vielleicht wäre es auch nicht dazu gekommen, wenn nicht selbst ernste Schriftsteller diesem Antlitz Analysen gewidmet hätten, die sich sogar ins Religiöse erheben. Ob diese Männer der Feder sehr glücklich sind über den Erfolg ihres Bemühens? Die Maske ist ein Modeartikel geworden, der nach einiger Zeit wieder verschwinden und auf den Dachboden wandern wird.

Zum erstenmal erfahren wir nun über die Entstehung der Maske einiges, wenn auch nicht das letzte, aus einem Artikel der Deutschen Rundschau mit dem Titel »Aus der Küche des Mythos« (Juli 1938), dem auch das obige Zitat entnommen ist: »Vor etwa eineinhalb Jahrzehnten bestellt ein in Berlin anässiger Franzose ein Stück jener damals in Deutschland so gut wie

unbekannten Maske, die aus Paris beschafft wird. Es lagert in der Kunsthandlung und wird von seinem Besteller nicht abgeholt, bis die Geschäftsleitung es endlich anderweit zu verwerten sucht, die Maske - von ihrer bis dato unbekannten Schönheit angesprochen - photographiert, die Photographien ausstellt und von ihnen einen völlig unerwarteten riesenhaften Absatz tätigt, der dann wiederum dazu führt, neue Masken anzufordern, nachzugießen und zu vertreiben.« Der Verfasser teilt uns sodann mit, daß die gleiche Kunsthandlung eine Lithographie aus dem Jahre 1864 besitzt, die als Unterschrift »Jeune femme« trägt, und deren Züge fraglos mit den Zügen der Maske identisch sind.

Die »Schöne« Legende von der Selbstmörderin ist damit in nichts zerronnen, das luftige Gebilde konnte die Berührung mit der Wirklichkeit nicht vertragen. Es wäre nun gewiß eine lockende Aufgabe, dem Zustandekommen der Legende nachzuspüren; das würde ja Licht werfen auf Legendenbildung überhaupt. Aber die bisherigen Bemühungen hatten keinen greifbaren Erfolg. Ob es sich überhaupt um eine Totenmaske handelt oder um einen überarbeiteten Gipsabguß einer Lebenden, ist nicht feststellbar.

Nun müssen wir aber das Antlitz selbst betrachten, um unsere Behauptung von der Unausrottbarkeit des Sentimentalen stützen zu können. Eine Mona Lisa ist trotz ihres unergründlichen Lächelns ein heroisches Weib von königlichem Wuchs. Nie würde sich dieses Gesicht als Massenartikel verwerten lassen, denn die Masse liebt das Heroische nicht; sie sucht etwas für Herz und Gemüt und findet das in der »Inconnue«, die man sich nur als äußerst zartes Figürchen von kleiner Gestalt vorstellen kann. Es ist nicht von ungefähr, daß die Maske aus Frankreich stammt, dem Mutterland sowohl hoher Malkultur wie auch des Massenkitches. Man denke nur an die französische Devotionalienindustrie, mit deren Erzeugnissen früher auch das katholische Deutschland überschwemmt wurde.

Ich finde in der Maske nicht nur nicht ein »ewiges Antlitz« (Benhard), sondern die realistische Kopie eines sehr weichen, süß lächelnden Frauengesichtes, das den Ausdruck je nach der Seite, von der man es betrachtet, wie manche Schmetterlinge

die Farbe, variiert bis zu einem leise an-gelchmerzten Zug. Nun liegt ja allerdings die psychologische Deutung menschlicher Physiognomien noch in den Anfängen. In Shakespeares »Macbeth« spricht König Duncan über den Verräter Candor: »Gibt's eine Kunst, der Seele Bildung im Gesicht zu lesen? Er war ein Mann, auf den ein unbedingt Vertrauen ich setzte.« Jedes Ge-sicht mag Anlaß zu einer Dichtung geben, aber es ist eben Dichtung, nicht Wirklich-keit, vielleicht höhere Wirklichkeit, aber nicht die Wirklichkeit der Wirklichkeit. Für Symbolismus, für Sublimierung und Verklärung öffnet sich da ein weites Feld. Wie viele Gefichter sind nichts als über-tünchte Gräber, wie viel Schmutz birgt sich oft hinter schönen Larven, wie viel Edelmut aber auch hinter unschönen Zü-gen! Das Gesicht unserer »Inconnue« könnte ebenfогut einer Dirne angehören wie einer Frau ohne Tadel, keineswegs aber einer Madonna. Nach meinem Emp-finden - und das dürfte wohl der »sen-sus obuius« sein - ist diesem Antlitз sogar ein stark ins Sinnliche schillernder Zug aufgeprägt, wobei aber wiederum über Schuld oder Unschuld nichts ausgesagt werden kann.

All diesen Dingen aber verdankt es seine Anziehungskraft auf die große Menge, und das ist es eben, was ich das Sen-timentale, Rührfelige nenne, die Vernied-lichung einer großen Leidenschaft, in un-ferem Falle auch noch vermischt mit einem Schuß krankhafter Verfallserscheinung. Und ist es nicht auch ein Zeichen des Verfalls, daß man mit einer Selbstmörderin - als solche galt sie ja bislang -, die man am besten in aller Stille beklagt und bemit-leidet, solchen Kult treibt?

Josef Kreitmaier S. J.

Bushtdo, der Weg des japanischen Ritters

Was die japanische Seele bis zum Grund bewegt, wovon der Mund selten spricht, aber was - kommt das Wort darauf - die Augen leuchten macht, das ist »Busht-do«, der Weg des Ritters.

Das Rittertum blühte in Japan fast um dieselbe Zeit wie in Europa. Aber der Boden, dem es entvuchs, gaben ihm seine Eigentümlichkeit, die vor 350 Jahren den ersten Europäern, die ins Land kamen, sofort auffiel. Sie wunderten sich über die Bereitwilligkeit, ja Leichtfertigkeit, mit der ein Ritter sein Leben einsetzte. Für

den Herrn, für die eigene Ehre, um eines Wortes willen war der Krieger bereit, jeden Gegner zu stellen oder sein eigenes Leben zu opfern.

Nicht zu allen Zeiten hatte der japanische Krieger mit solcher Bereitschaft sein Leben gewagt. Vor der Ritterzeit fühlte er die Schwere des Opfers und scheute sich nicht, diesem Gefühl Ausdruck zu geben: Wer in den Krieg zieht, muß von drei Dingen Abschied nehmen, zu Hause von Weib und Kind, an der Landesgrenze von der Hei-mat, auf dem Schlachtfelde vom Leben.

Aber das Edelste in der ritterlichen Ge-sinnung, die Treue gegen den Herrn, ist ursprüngliches Wachstum. Lange vor der Ritterzeit begeisterte die Treue gegen den Kaiser die Dichter. Das bekannteste Ge-dicht lautet:

Kämpfst du auf dem Meer,
sinke mein Leib zum Grund.
Kämpfst du im Gebirg,
wache drüber Gras und Moos:
Herr, an deiner Seite zu fallen, sterben,
will ich nie ums Leben werben.

Der Diamant der Treue wurde vom Buddhismus und Konfuzianismus geschlif-fen. Vom Buddhismus sagte dem Ritter der bewegten Feudalzeit besonders die Form der Zenshule zu. Zen leitete ihn an, die Scheinhaftigkeit alles Seins zu be-trachten. Leben und Sterben sei im Grunde ein und dasselbe. In keiner Lebenslage dürfe man die unerschütterliche Ruhe des Gemütes verlieren. Der Ritter erhob sich noch über diese Lehre und veredelte sie: Nicht für nichts oder blind dem Lauf des Schicksals folgend Leben und Tod über sich kommen lassen, sondern beides um des Ideales willen in die eigene Hand zu neh-men, den Tod um der Treue und der Ehre willen nicht zu scheuen.

Vom Konfuzianismus übernahm der Rit-ter die Darlegung der verschiedenen Be-ziehungen im Menschenleben und den Sinn für Dichtung und die Künste.

So ist der vollkommene Ritter ein Mann, in dessen Leben die Treue gegen den Herrn das höchste sittliche Gut bedeutet, dem gegebenenfalls alles geopfert werden muß, das eigene Leben, das Leben von Weib und Kind. Um der Treue willen gilt dem Ritter das Leben schwer wie ein Berg, leicht wie eine Feder. Es ist das wertvollste, was er für seinen Herrn einsetzen kann. Muß er es einsetzen, so hat es für ihn allen Wert und jede Schwere verloren, er läßt es verwehen wie die Feder im Wind.